

Quallen haben keine Ohren

ROMAN



SUHRKAMP

**Adèle
Rosenfeld**

SV

In ihr rechtes Ohr dringen noch ein paar Töne, links herrscht Stille. Seit ihrer Kindheit befindet Louise sich zwischen zwei Welten. Im Hellen kann sie die Lippen der Menschen lesen. Wird es dunkler oder sind die Gesichter abgewandt, driftet sie ab in einen Zustand zwischen Imagination und Realität. Dann beginnt sie, die Hörlücken mit ihrer Fantasie zu füllen, die bevölkert ist von drei fiktiven Figuren: einem Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg, einem Hund namens Zirrus sowie einer launischen Botanikerin, die Louise während der langen Monate des Zweifels begleitet. Denn Louise steht vor einem radikalen Schritt: Ihr Gehör schwindet, und die Ärzte raten ihr, ihr verbleibendes natürliches Gehör durch ein Cochlea-Implantat zu ersetzen. Um sich der Entscheidung zu entziehen, flüchtet sich Louise in ihre Traumwelt, die ständig mit den großen Veränderungen in ihrem Leben kollidiert – einer beginnenden Liebesbeziehung, dem ersten Job bei der Stadtverwaltung, einer zerbrechenden Freundschaft. Doch die Zeit drängt, und Louise muss ihre Entscheidung treffen.

»In ihrem Debütroman, der von großer Zärtlichkeit zeugt, erschafft Adèle Rosenfeld ein Universum aus Träumen und Fantasie. Ein bewundernswerter literarischer Auftakt.« *Page*

Adèle Rosenfeld ist 1986 geboren und lebt in Paris. *Quallen haben keine Ohren* ist ihr erster Roman, stand auf der Shortlist des Prix Goncourt du Premier Roman und wurde ausgezeichnet mit dem Prix Fénéon 2022.

Nicola Denis, 1972 geboren in Celle, übersetzt u. a. Honoré Balzac, Éric Vuillard und Marie-Claire Blais. Sie erhielt 2021 den Prix littéraire de la traduction und 2023 den Eugen-Helmmlé-Übersetzerpreis.

Adèle Rosenfeld

Quallen haben keine Ohren

Roman

Aus dem Französischen von Nicola Denis

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Les méduses n'ont pas d'oreilles bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des französischen Außenministeriums, vertreten durch die
Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

© Éditions Grasset & Fasquelle, 2022.

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Umschlagabbildung: Katharina Schilling, *Peachy*,

Pigment und Öl auf Leinwand,

110 × 85 cm, 2016, © VG Bild-Kunst, Bonn, 2023

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43135-1

www.suhrkamp.de

Quallen haben keine Ohren

Die Sprache ist vermutlich nur über das Unsagbare zugänglich. Und das Unentzifferbare. Der Zugang ist weder innen noch außen. Unauffindbar und doch da. Das Unfassliche ist unsere einzige, lächelnde Gemeinsamkeit.

Thierry Metz, *L'Homme qui penche*

Jedes Wort ist ein Loch, ein Abgrund, eine Falle.

Gherasim Luca

1.

Es war das Gebäude Castaigne, ich hatte Castagne verstanden. Bevor man wie in einem alten Western durch die doppelflüglige Tür schritt, war auf einem kleinen Schild zu lesen »Oto-Rhino-Laryngologie (HNO) und Hals- und Gesichtschirurgie, Abteilung für Implantologie«. Nur die Oto-Rhino-Laryngologie war mir vertraut. Als Kind hatte ich sie für ein Teilgebiet der Rhinozerosforschung gehalten.

In meinen Ohren pochten dumpf die Schläge meines Pulses. Ich setzte mich ganz hinten in den Gang neben einen Tisch voller Fachzeitschriften zum Thema Gehörlosigkeit, davon eine mit Erfahrungsberichten über Einsamkeit am Arbeitsplatz. Bei jeder neuen Zeile hob ich die Augen, um meinen Aufruf nicht zu verpassen, und sah auf einmal, dass sich eine Alte im Rollstuhl gegenüber von mir niedergelassen hatte, direkt vor der Zeitschrift *Drei-ßig Millionen Gehörlose*. Ich las ein paar Sätze, die in einem Kasten auf der Titelseite prangten: »Auch Sprache kann Sicherheit vermitteln oder sich zumindest absichern wollen: Manche Wörter wirken vermeintlich weniger hart, wenn man sie komplizierter macht. Taube, Blinde, Greise, Geisteskranke – man schämt sich, von Ihnen zu sprechen: ob Gehörlose, Sehbehinderte, Senioren oder Menschen

mit psychischer Erkrankung, irgendwann reden wir noch von Toten als Nicht-Lebendigen.« Als ich merkte, dass die Alte oder die Seniorin oder die ältere Frau, ich wusste schon gar nicht mehr, wie ich sie nennen sollte, auf mich einschrie, unterbrach ich sie: »Wissen Sie, ich höre bestimmt auch nicht besser als Sie«, aber sie verstand mich nicht und fuhr mit ihrem krächzenden Monolog fort.

Ein Mann machte diesem Pseudodialog ein Ende: »Sie sind dran.« Ich folgte ihm in die gepolsterte Kabine, er schloss die Tür hinter mir. Ich musterte die riesige verchromte Klinke und musste unwillkürlich an die Kühlräume von Metzgern denken. Hier wurde der Klang geschlachtet, scheibchenweise, mit größter Sorgfalt. Er setzte mir vorsichtig die Kopfhörer auf, als würde er Elektroden auf einem Hühnerkopf befestigen, und gab mir einen Joystick. Die ersten Laute drangen zu mir vor, nicht alle, manche pulsierten an mein Trommelfell.

Dann waren die Wörter an der Reihe, ich sollte wie ein verletzter Papagei die Liste nachsprechen. Dabei kam oft etwas Absurdes heraus, und ich musste gegen meine Fantasie ankämpfen, die sofort in die Zwischenräume drängte.

Haar,
Zitrone,
Felsen,
Soldat,
Maiglöckchen,
Knopf,
Glaser,
Etuikleid,
Becken.

Die tiefe Stimme spulte die Wörter herunter, die allmählich leiser wurden und im Nebel verschwanden. Ich musste ihnen in der Abenddämmerung im Geiste hinterherrennen und gegen die sich abzeichnenden Landschaften ankämpfen; ein Refugium gegen die Granattrichter der Sprache. Ich war es gewohnt, in die Stille und die verlorenen Wörter abzudriften, mich von der Macht der Fantasie aufsaugen zu lassen, doch diesmal bröckelte die Wirklichkeit durch die schwindenden Klänge so stark, dass die Bilder mit neuer Kraft in mir Gestalt annahmen: in der veralteten Welt der Nachkriegszeit, in der Geschichte eines Ehemanns, der, von den Toten erstanden, in seine ländliche Gegend zurückkehrt und ein vergessenes Leben wiederentdeckt. Ich sah sein Gesicht, vom Licht zerteilt, tonlos benannte er die Dinge, um sich seiner eigenen Existenz neu zu versichern. Er sagte »Haar«, und sein Blick versank in den Locken seiner stumm schluchzenden Frau, dann schwenkten seine Augen zum Obstkorb, er sagte »Zitrone« und hob anschließend den Blick zum Fenster, durch das die zerklüftete Küste der Bretagne zu sehen war, die er mit seinem Mund als »Felsen« bezeichnete. Und er erinnerte sich, woher er kam: »Soldat«, und an all die Jahreszeiten, in denen er Soldat gewesen war. Er sagte »Maiglöckchen« und betrachtete dabei das Stückchen Frühling, das zwischen den beiden hin- und herpendelte und ihm endgültig die Brust zerriß. Er senkte den Blick, um seine tränenfeuchten Augen zu verbergen, und sagte »Knopf«, seine Uniform rief ihm all die anderen Soldaten in Erinnerung. Seine Lippen bewegten sich zu einem »Glaser«, direkt vor seinen Augen war er gestorben, doch seine Lippen murmelten weiter, was seine Frau nicht hörte, »Etuikleid« – der Glaser trug

immer ein Stück vom Kleid einer geliebten Frau bei sich. Der Soldat konnte das Lächeln, das in ihm aufstieg, nicht unterdrücken, bis er »Becken« sagte, so laut, dass seine Frau zusammenzuckt und ihm erschrocken dabei zusieht, wie er sich an das im Artilleriefeuer zertrümmerte Becken jenes anderen Soldaten erinnert.

»Jetzt nehmen wir die linke Seite«, sagte der Akustiker und wies auf mein anderes Ohr. Die Geschichte des Soldaten hallte in meinem tauben Ohr nach. Die Klänge, die gegen das tote Trommelfell hämmerten, bildeten die Tonspur seiner Erinnerungen. Der Gedächtnisabdruck der Wörter hatte sich in eine Anwesenheit verwandelt.

Ich setzte mich wieder auf die Stühle vor dem Behandlungsraum, um die Schäden auf dem Audiogramm in Augenschein zu nehmen. Aufmerksam studierte ich die geschwungene Kurve auf dem karierten Papier mit den X- und Y-Koordinaten zur Schallmessung. Es sah fast aus wie die Luftaufnahme eines alliierten Landungsstrands: Die Stille hatte mehr als die halbe Seite überflutet.

2.

In der Praxis der HNO-Spezialistin schmückten Plakate von Querschnitten des Innenohrs mit ihren Rot- und Blautönen den Raum. Das Außenohr war in einem gewöhnlichen Rosa dargestellt, während das zuerst sandgelbe, karminrote und beige-rosafarbene Innenohr in ein blaues Labyrinth mündete. Das war die Cochlea. Sie ähnelte einer Weinbergschnecke, die zu lange gegart worden war.

Die Ärztin nahm an ihrem Schreibtisch Platz, die Akte mit all meinen Audiogrammen in der Hand, und artikulierte übertrieben. Das war kein gutes Zeichen, eine Implantologin, die angesichts des letzten Audiogramms wie mit einer Idiotin redete. Allmählich fühlte ich mich unbehaglich.

»Sie haben tatsächlich fünfzehn Dezibel eingebüßt, das ist viel.«

Ich erklärte ihr, wie es dazu gekommen war, oder vielmehr, wie es nicht dazu gekommen war.

Keine Vorzeichen – warum sollten die Zeichen auch vorseilen?

Es war, einfach so, gebröckelt.

Na ja doch, es hatte durchaus zwei Einzelbilder gegeben, bei denen mir bewusst geworden war, dass der Ton abgebrochen war.

Das erste Mal in London, Anfang August, als ich einen Kaffee trank und der Kellner mich ansprach. Er stand vor mir, mit hängenden Lippen, aus seinem Mund kam kein Laut. Ich stammelte in gebrochenem Englisch, mit entgeistertem Gesicht, dass ich nicht, nichts, nicht mehr verstand. Er antwortete mir, oder vielmehr hielt ich zwischen seinen Lippen und den verrutschenden Wörtern für seine Antwort, dass mein Englisch sehr schlecht sei. Dort verlor ich die Tonspur. Mitten in London, an der Ecke Churchway und Stoneway war die Flut der Stille gewichen.

Das zweite Mal, in der Bretagne, in Plougrescant, war ich bei einem Freund zu Besuch, als die Tonspur beim Abendessen erneut einfach abbriss. Ich sah sein weißes Haar und seinen Mund, der sich lächelnd in die Breite zog, die Anekdote folgte seinen Mundwinkeln und verflüchtigte sich im Wind, doch die Stille hatte sich schon wie eine bleierne Decke über die Begegnung gebreitet. Immerhin entzifferte ich »Brasilien«, er sprach wohl über seinen Vortrag. Ich lachte, weil ich eine gute Figur machen wollte.

Der Ärztin sagte ich einfach: »Das ist allmählich so gekommen, im August.«

Sie erwiderte, es sei den Versuch wert, sich im Krankenhaus einer Behandlung zu unterziehen, auch wenn das Ergebnis ungewiss sei. Anschließend gebe es noch eine andere Lösung: »ein Cochlea-Implantat«. Sie dachte an ein Implantat auf der rechten Seite, in dem noch funktionsfähigen Ohr; im linken Ohr würde sonst nur ein unverständliches Stimmengewirr entstehen. Sie erläuterte mir, dass ich nach einer langen Rehazeit, zwischen sechs und zwölf Monaten, auf allen Frequenzen besser hören

würde. Die Operation wäre allerdings nicht mehr rückgängig zu machen, ich würde mein derzeitiges »natürliches« Gehör verlieren.

Die wenigen Flimmerhärchen, die mir im Ohr verblieben, erfassten die hohen sowie ein paar tiefe Töne und halfen mir, gerade noch den Sinn zu rekonstruieren, vor allem aber, die Wärme der Töne wahrzunehmen, ihre Patina aus Wind, Farbe und allem, was der Klang an Unebenheiten enthielt.

Ich betrachtete die grauen und blauen Plastikscheiben, all die verkleinerten Implantat-Modelle, die auf ihrem Schreibtisch lagen. Sie sahen aus wie Kühlschrankschrauben.

Ich hatte nichts mehr hinzuzufügen, sie gab mir die Hand, und ich griff nach ihr, so wie man sich an einen Ast klammert.

3.

Ich zog weiter zu Büro 237, damit die Sekretärin mir die Unterlagen geben konnte, und ging in das Gebäude Babinski, das nach einem Neurologen des frühen 20. Jahrhunderts benannt war. Man sah sein Porträt am Eingang auf dem kleinen touristischen Hinweisschild aus Emaille: Joseph Babinski (1857-1932).

Ich hatte erfahren, dass er vor allem für eine neurologische Untersuchung bekannt war, die darin bestand, die Fußsohlen von Erwachsenen und Säuglingen zu streicheln, um Demenzerkrankungen zu erkennen. Weniger berühmt war sein Konzept der Pithiatismus-Störung (vom griechischen Wort für »überzeugen«), das gleichwohl schwerwiegende Folgen für zahlreiche Soldaten im Ersten Weltkrieg gehabt hatte. Damals waren Kriegstraumata noch nicht offiziell anerkannt. In der Tradition von Professor Jean-Martin Charcot, dem führenden Kopf der Neurologie, hatte Babinski eine neue Form der Hysterie definiert: In Ermangelung eines offenkundigen Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung litten viele Soldaten an verwaist gebliebenen Störungen.

Verwaist.

Ja, das war es bestimmt, was ich immer empfunden hatte, das Gefühl, keiner Welt anzugehören. Nicht taub

genug, um der Kultur der Tauben zugeordnet zu werden, nicht hörend genug, um voll und ganz an der Welt der Hörenden teilzunehmen. Es zählte allein, was ich selbst zu sein oder nicht zu sein entschied. Die Kollateralschäden, die mein Ego und mein Selbstvertrauen übel angeknackst hatten, waren für die anderen verwaiste Störungen, die sie nur mit Mühe nachvollziehen konnten. Rührte der Mangel, der mir innewohnt, daher? Von dieser Abwesenheit, die es mit etwas Übermäßigem zu füllen galt?

»Bei dir ist immer alles schwarz-weiß«, bekam ich regelmäßig zu hören; und ich hörte vor allem das Schwarz heraus und dachte an schwarze Löcher.

»Du hörst jedenfalls, was du hören willst.«

Wie hätte ich sie vom Gegenteil überzeugen sollen?

Dabei war all das sehr real, und das Krankenhaus zoomte unbarmherzig auf das Ursprungsloch.

Meine Mutter brach neben mir in Entzücken aus: »Hast du gesehen? Das ist das erste Foto von einem schwarzen Loch«, sagte sie und deutete auf das Zeitschriftencover.

4.

Das Zimmer, in dem ich meine Sachen abstellen konnte, lag im zweiten Stock, ich hatte ein dichtes Programm und ein strikt zu befolgendes Protokoll. Eine Krankenschwester kam und stellte mir kuriose Fragen, wie solche nach meinen Waschgewohnheiten: Baden oder Duschen? Whirlpool, ja gerne.

Die Krankenschwester ließ mich niedergeschmettert zurück, dann ging auch meine Mutter. Ich konnte immer noch nicht glauben, dass ich wegen meiner Ohren hier war. Ich hatte alles getan, um sie heimlich mundtot zu machen, aber sie hatten die Macht ergriffen, mich hier zwischen diesen vier weißen Wänden eingeschlossen und gezwungen, meine Geschichte zu überdenken.

Dabei hatte ich versucht, die Frage nach all den Jahren des Leugnens und nach weiteren Jahren des Kampfs gegen das Leugnen zu klären, das Leben erst in der einen Richtung, dann in der anderen zu verbiegen, doch der Verlust hatte alles kaputtgemacht.

Die Tür öffnete sich, und ein Krankenpfleger namens Eddy trat ein, um mir das Trommelfell aufzustechen und direkt in mein Hörorgan diverse Mittel einzuspritzen. Die Betäubung brachte gar nichts, sie war nur ein Protokoll, das den Anschein erwecken sollte, man hätte alles im

Griff. Schon als ich die Nadel sah, glaubte ich nicht mehr daran. Damit wollte er mir einfach ins Ohr stechen? Ich spürte, dass sich mein Trommelfell zusammenzog wie eine mit Zitrone beträufelte Auster.

Das Protokoll sah außerdem den Besuch bei einer Psychologin vor, einer großen, traurig blickenden Frau. Mit einer anmutigen Handbewegung forderte sie mich auf, mich in den Sessel ihr gegenüber zu setzen, und erklärte mir, dass diese Sitzung einen formlosen Austausch zur besseren Einschätzung meines Lebens als Hörbeeinträchtigte darstelle. Ich spulte meinen Lebenslauf herunter, eine fast mustergültige Schulzeit, ein abgeschlossenes Grundstudium – alles ohne Hilfe.

Mit ernster Miene hörte die Psychologin mir zu und zog ein erstes Fazit, wobei sie ihre Worte bereitwillig wiederholte, sobald ich die Augenbrauen hob: Ich hätte so viel Energie aufgewandt, um mich anzupassen, dass ich vermutlich am Ende meiner Kräfte sei, der kürzliche Hörverlust könne traumatische Gespenster aus der Vergangenheit reaktivieren.

Ich sei damit jedoch nicht allein, fügte sie an, alle Hörbeeinträchtigten erlebten depressive Phasen infolge der multiplen Anstrengungen, die von der hörenden Gesellschaft nicht wahrgenommen würden. Diese Energie sei schwer zu messen, und das Umfeld bekomme kaum etwas davon mit, das sei typisch für diese unsichtbare Behinderung. Das hörgeschädigte Subjekt hätte folglich die Tendenz, sich von der Umwelt abzukapseln.

Angesichts meines von Fragen zermarterten Gesichtsausdrucks wollte sie mir Trost zusprechen:

»Es gibt aber Lösungen«, sagte sie, »und dazu gehören auch Implantate.«